

71

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von **Wilhelmine v. Hillern.**

Die Musik ist heute extra schön. Das Kyrie und Gloria sind vorüber, aber niemand hört d'rauf. — Die Kirchthüren mußten offen bleiben, weil man die Menge, die sich darunter staute, weder herein noch heraus schieben konnte.

Jetzt endlich ist der Moment gekommen, wo der Geistliche auf die Kanzel steigt. — Wie eine heiße Wolke umfängen ihn da oben die aufsteigenden Dünste der eingekleiteten Massen. Auch ihm glüht der Kopf und die Aufregung zwingt ihn doch, ein paar Sekunden Athem zu schöpfen. Seit tausend Jahren ist er der erste, der an dieser Stelle das Beto der höchsten Gewalt gegen Gewalten einlegen soll, die so lang mit dem Schein eines alten Rechts ihren Terrorismus geübt, durch nichts eingeschränkt als den angeborenen braven und rechtlichen Sinn des bayerischen Volks. — Was daraus wird, wenn an stelle dieser freiwilligen Beschränkung, die sich ja bei den Leuten nicht absprechen läßt, plötzlich eine Beschränkung von außen tritt? Ob unter der aufgedrungenen äußeren Disziplin nicht die bisher geübte Selbstdisziplin verloren geht? Es ist einmal ein Kampf, der herausbeschworen wird, und niemand kann sagen, ob die Gewalten unterdrückt oder erst recht entfesselt werden. Der Pfarrer ist sich der Verantwortung eines solchen Schrittes voll bewußt — aber diese Verantwortung trifft ja nicht ihn — sondern seine Obern. Er ist der Diener, der nur zu gehorchen hat, — und so kann er sich ungetrübt dem Gefühl von Ueberlegenheit hingeben, welches die Macht ohne Selbstverantwortung dem Diener verleiht. — Er kniet nieder und verrichtet das Gebet. Dann tritt er an den Rand der Kanzel vor. Da steht er eine Weile still — den Bogen der Erwartung zum Zerreißen spannend. Aller Augen sind der Kanzel zugewendet. Er aber steht unbeweglich und schaut unverrückt nach einer Stelle hin. Es sind die fremden Gestalten, die sich so gewaltthätig auf der Treppe zum Chor posirt. — Diese fixirt er mit einem langen scharfen Blick, und sie erwidern diesen Blick mit der ganzen zähen Hartnäckigkeit ihres Volksschlags: „Wer's am längsten aushält!“ — Der Pfarrer kann's nicht so lang aushalten, denn er muß den Hirtenbrief verlesen. Der Kampf beginnt.

Wie ein Feldmarschall nach dem ersten abgeschlagenen Angriff das Gros seiner Streitkräfte entfaltet — so entfaltet nun der Streiter da oben das Blatt, welches die schwerste Waffe in den Händen der Kirche, den Baumpruch, enthält. — Man hört das Rauschen und Knistern des Papiers von den Wölbungen wiederhallen wie den Flügelschlag eines Berhänknisses. Vor tausend Jahren würde die Gemeinde wie zerschmettert auf ihr Antlitz niedergefallen sein vor diesem Flügelschlag — aber heute? Die einen Schadenfreude, die andern Trost im Herzen — das ist das Publikum, was heute zuhört, — der Brief kommt um tausend Jahre zu spät!

„Wer bist Du, der Du einen fremden Knecht richtest? Er sieht und fällt seinem Herrn!“ beginnt der Pfarrer mit der Miene des allein berufenen Richters. „An diese Worte des Evangeliums anknüpfend, hat sich unser hochwürdigster Oberhirt, der Herr Erzbischof Gregorius, schon vor drei Jahren des näheren in einem Hirtenbriefe ausgesprochen, der damals nur eine liebevolle Verwarnung enthielt — und leider erfolglos blieb. — In jenem, wie uns scheint, längst vergessenen Schreiben hieß es weiter: Unmöglich kann ein Aergerniß durch ein anderes Aergerniß aufgehoben, eine Sünde durch eine andere wieder gut gemacht werden. Das aber wollen diejenigen thun, welche an dem Frevel des sogenannten Haberfeldtreibens sich theilheiligen. Rücksichtslos und unbekümmert um die Folgen stören sie die nächtliche Ruhe ihrer Umgebung. Durch wildes Toben und Lärmen verletzen sie das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl von Alt und Jung, ärgern und verführen sie die Unschuld durch Ablefen unsäthiger Bieder und Sprüche und bringen Menschen in die schreckliche Gefahr, sogar ein Meineidiger oder auch ein Mörder zu werden, um sich dadurch der verdienten Strafe zu entziehen. Die Erfahrung bestätigt dies in traurigster Weise, das ruchlose Treiben besteht fort, und so folgt denn der fruchtlosen Ver-

mahnung von vor drei Jahren das heutige Schreiben, welches ich hiemit zu Eurer Kenntniß zu bringen den hohen Auftrag habe.“ — Er liest:

„Wir Gregorius, durch Gottes Barmherzigkeit und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade, Erzbischof von München-Freising zc. zc. entbieten“ — folgen die üblichen Präliminarien.

Zu Unserm tiefften Schmerze mußten Wir es erleben, daß Unser oft und eindringlich gegen den argen, öffentlichen Frevel des Haberfeldtreibens erhobenes, oberhirtliches Wort von einem, wenn auch nur kleinen, Theile der Bevölkerung Unserer Erzdiocese hartnäckig überhört oder geradezu verachtet wird.

Wir sehen Uns darum genöthigt, Unseren Mund neuerdings zu lauter Klage über ein Verbrechen zu öffnen, das, indem es nicht nur Zucht und Ehrbarkeit verlehrt und Eigenthum und Leben bedroht, sondern auch im hartnäckigen Troke gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit sich auflehnt und insbesondere den fortwährend erneuerten Mahnungen und Bitten des Oberhirten beharrlichen Ungehorsam öffentlich entgegensetzt, die Grundpfeiler der christlichen Gesellschaft anzugreifen sich erdreistet.

Wir beklagen es namentlich aufs tiefste, daß christliche Eltern ihre kaum dem Knabenalter entwachsenen Söhne von einem Unfuge so schmälicher und verderblicher Art zurückzubalten entweder nicht die Kraft oder gar nicht einmal den Willen mehr haben.

Nachdem Wir nun aber durch Unse Hirtenworte vom 8. November 1863, durch Unse Ordinatsverlässe vom 25. November 1864 und 16. Februar 1866 in Ermahnungen und Warnungen Uns erschöpft, und in dem letztgenannten Ausschreiben auch bereits den größeren Kirchenbann allen Anstiftern und Theilnehmern genannten Frevels angedroht haben, so dürfen wir nicht länger mehr säumen, von der Uns von Gott verliehenen geistlichen Strafgewalt den nothgedrungenen Gebrauch zu machen.

„Im Namen des dreieinigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und Kraft der Uns von Gott gegebenen Gewalt in Unserer Erzdiocese zu binden und zu lösen, verhängen Wir darum hiemit für die Zukunft über alle Anstifter und Theilnehmer des sogenannten Haberfeldtreibens die größere Exkommunikation oder den größeren Kirchenbann!“

Wie ein leises Murren geht es durch den Raum.

Diese kirchliche Strafe soll alle jene treffen, welche den bezeichneten Frevel durch Wort oder That einleiten, zu den Vorbereitungen durch irgend eine That mithelfen, bei der Ausführung sich irgendwie theilheiligen; sie tritt mit der sündhaften That selbst in Kraft und dies auch dann, wenn das frevelhafte Unternehmen bloß versucht, seine Durchführung aber theilweise oder ganz verhindert wurde.

Der größere Kirchenbann beraubt aber alle von ihm Getroffenen des Anrechts auf den Gebrauch der heiligen Sakramente.

„Wer denselben durch eine offenkundig gewordene That bewirkt hat, darf, wenn er nicht vor seinem Tode noch wenigstens deutliche Zeichen der Reue gegeben hat, weder nach kirchlichem Gebrauche beerdigt, noch durch einen Seelengottesdienst getrostet werden.“

Von dieser größeren Exkommunikation kann endlich kein Priester Unserer Erzdiocese, den Fall der Todesgefahr allein ausgenommen, ohne Unse besonders zu erbittende Vollmacht lossprechen.

„Möge der barmherzige Gott Uns wenigstens den Trost verleihen, daß, nachdem Unse väterlichen Mahnungen und Warnungen bisher den gewünschten, allseitigen Erfolg nicht fanden, doch diese Unse gerechte Strafbestimmung und die, den hartnäckigen Freveln bevorstehenden, göttlichen Strafgerichte die so lange schon ersehnte, heilsame Wirkung thun möchten.“

Gegenwärtiges ist in allen Kirchen der Erzdiocese bei Gelegenheit des nächsten sonntäglichen Gottesdienstes zu verkündigen.

„Gegeben zu München am 30. Oktober 1866.“

† Gregorius,
Erzbischof von München-Freising.“

Der Pfarrer schweigt einige Augenblicke. Das Herz schlägt ihm, seine Hände zittern, als müßte der Bann auch den treffen, der ihn verlas — denn es ist ihm zu Muth, als habe er eben selbst Haberfeld getrieben — ein großes, furchtbares, — zwar in einer heiligen Sache, aber doch ein Treiben!

Todtenstille herrscht in der Kirche, selbst die Schadenfrohen empfinden einen Schauer, wie ihn auch der Brandstifter fühlen mag, wenn er das Haus in Flammen sieht, das er angezündet. — In dumpfem Brüten stehen die verdächtigen Fremden, — dann aber wie ein Mann und als hätten sie sich stumm untereinander verständigt, brechen sie jäh auf und gehen, ohne die Wandlung abzuwarten.

Ein bedenkliches Gedränge entsteht, — man will ihnen nicht Platz machen. Aber so mächtig ist der Anprall der muskelhohen Gestalten, daß kein Widerstand möglich ist und unter Schimpfen und Jammern lassen die Leute die finstere Schaar, einen hinter dem anderen, durch. Mit festen, laut schallenden Tritten schreiten sie hinaus, nehmen auch kein Weihwasser mehr und kümmern sich nicht darum, daß der ganze geräuschvolle Aufstand hinter ihnen großes Aergerniß erregt. Wer aber in den verschlossenen Mienen lesen könnte, wo sie vorüber kommen, der würde entsetzt zurückweichen vor dem, was da geschrieben steht. Es ist eine Geschichte von Schmerz und Scham, von innerem Aufruhr und Erbitterung, wie sie seit den Zeiten der Acht- und Banngerichte nicht erlebt wurde, und statt des Weihwassers, das die Jörnigen verschmähen, perlt mancher Tropfen an den gesenkten Wimpern.

Wie vom Sturm gejagt, ohne ein Wort zu reden, ohne Aufenthalt eilt die Schaar weiter. Ueber den Friedhof hin, zum Dorf hinaus. Hinter ihnen läutet's die Wandlung, und es ist, als riefte der altvertraute Klang ihnen nach: „Kinder, kommt zurück, der Vater ist jetzt da — dem könnt ihr's klagen, wenn Euch Unrecht geschah!“

Sie schütteln die Köpfe. Dahinein —? Nie mehr. Sie würden doch nicht zu ihrem Recht gelangen. Es giebt kein Recht mehr für sie. — Die feindliche Gestalt ihres Anklägers steht zwischen ihnen und dem Vater, — sie geben es auf, ihn zu suchen.

Nur weiter!

Und weiter geht's durchs Dorf im Eilmarsch.

(Fortsetzung folgt.)

Jim Carter's letzter Tag.

Aus dem Englischen von Hugo Bösch.

(Schluß.)

Ihm, Jim Carter, war das Glück nicht so günstig gewesen. Ehrlich, arbeitsam und gewissenhaft hatte Herr Ellis an ihm einen treuen Diener; und das wußte er auch. Darum war auch Carter bei allen Veränderungen, die im Laufe der Zeit sich vollzogen hatten, auf seinem alten Posten geblieben. Die besten Arbeiter sind nicht die besten Antreiber; und so war der stille, nüchternere Jim niemals avancirt. Er hatte immer ruhig seiner Arbeit obgelegen, so wie er es seiner Pflicht gemäß erachtete. Er hatte auch niemals einen Großgeföhl gegen Ellis. Warum sollte er? Selbst jetzt hatte er durchaus nicht das Gefühl, daß ihm Unrecht geschehen wäre. Hätten sie ihn doch behalten, so lange er arbeiten konnte. Was konnte er mehr erwarten? Das Glück war dem Ellis nur günstiger gewesen, nichts weiter. Er mochte wohl ein wenig gegen sein Schicksal murren, helfen konnte das ihm eben so wenig, als wenn er hätte versuchen wollen, den Londoner Nebel zu beseitigen, der ihm so lästig war, oder den Regen, der die Wege aufgeweicht hatte zu einem schlammigen Brei, der in seine zerrissenen Stiefel drang. Mr. Ellis blieb darum doch der Millionär, und er ein Tagelöhner.

Und doch, das Leben war hart mit ihm ungesprungen. Immer und immer wieder hatte er gehofft, sein Glück werde sich zeigen. Er hatte ausgehant nach jenem glückbringenden Augenblick, der, wie man sagt, sich jedem Menschen einmal biete. Aber seine Zeit war niemals gekommen. Er war auch stets sehr bedächtig gewesen. Ueberzeugt von der Unvorsichtigkeit früherer Verheirathung, war er ledig geblieben, bis er 35 Jahre alt geworden; dann hatte er sich eine Frau genommen, denn er hatte keine Verwandten oder Freunde, bei denen er hätte wohnen können. Und er glaubte, daß mit einer Frau zu wirtschaften vielleicht doch nicht ganz so theuer kommen würde, als mit einer Wirthin. Jetzt war er ein alter Mann — über 50 Jahre alt, arbeitslos, ohne Aussicht, einen anderen Platz zu finden, und mit einer Frau und drei Kindern, von denen der Älteste gerade erst angefangen hatte zu arbeiten.

Sein Gang durch's Leben war ein schwerer gewesen, und er war recht müde geworden. Er hatte wenig Freude darin gefunden. Alles, was er verdient hatte — und er hatte immer gearbeitet — war gerade genügend gewesen für die Miethe und für den Kaufmann, den Bäcker und den Fleischer. Woche um Woche war der Lohn schon angeschrieben für Einkäufe, ehe er verdient war. Jeden Sonnabend

Abend mußte irgend etwas Nothwendiges gekauft werden, das nur beschafft werden konnte, indem man andere Schulden unbezahlt ließ, oder indem man ein oder das andere Stück Möbel nach dem Viehhaus trug. Mit den Kindern waren neue Sorgen gekommen. Der Hauswirth schraubte die Miethe in die Höhe; es mußte weiter nach der äußeren Stadt gezogen werden. Das kostete entweder so und so viel Pferdebahngeld oder es bedeutete eine Stunde Weg des Morgens und Abends von und zur Arbeit.

Es war ein endloser Kampf mit dem Hunger. Kein Wunder, daß seine Frau alt ausah und verweilt, trotzdem sie um zehn Jahre jünger war als er. Manchmal dachte er, sie habe nicht genug zu essen und sie verheimliche ihm das. Aber sie klagte nie, und er hatte niemals gefragt. Er war oft genug selbst hungrig. Aber es war nichts mehr da, und auch kein Geld, also mußte es nichts, zu klagen. Auch die Kinder waren manchmal hungrig. Aber was ließ sich da thun? Wenn sie alles, was da gewesen, aufgeessen hatten, mußten sie eben hungrig bleiben. Uebrigens hatte er oft gehört, daß es garnicht gut sei, allzuviel zu essen. Manchmal dachte er, es sei ein Glend, daß er Kinder habe, ja, daß er überhaupt geheirathet. Aber dann, war es vielleicht überhaupt schade, daß er lebte. Und waren nicht genug andere, denen es nicht besser ging, als ihm? Ja, in der That, vielen ging es noch viel schlechter. Da waren eine Menge, die fast immer außer Arbeit sich befanden. Wie diese wohl lebten? Er konnte es nicht begreifen. Das war das schreckliche, daß er immer befürchtete: arbeitslos zu werden. Und jetzt war es wirklich gekommen — heute war sein letzter Tag bei Ellis u. Spriggs.

Die Arbeit begann um 8 Uhr und endete am Sonnabend um 2 Uhr. Der Morgen ging bald herum. Die Lohnzahlung hatte stattgefunden, und die Arbeiter verließen die Fabrikräume zu zweien, zu dreien nach verschiedenen Richtungen. Carter wendete sich mit seinem Sohne und einigen anderen hinunter nach Ludgate Hill.

„Komm', Carter,“ sagte einer seiner Kameraden zu ihm, als sie an der Straßenecke angekommen waren, wo ihr Weg sich theilte, „komm', laß uns ein Glas zusammen nehmen. Es kann lange dauern, ehe wir uns wieder einmal sehen, Jim.“

„Du gehst lieber nach Hause, Sam“, sagte Carter, sich an den Burtschen wendend. „Hier nimm das mit Dir,“ setzte er hinzu, indem er ihm etwas Geld gab, „damit die Mutter nicht auf mich zu warten braucht, obgleich ich selbst auch nicht lange ausbleiben werde.“

Das Abschiedsglas war bald getrunken, und es war kaum 8 Uhr geworden, als sie wieder an derselben Ecke standen und sich verabschiedeten.

„Ich hoffe, daß Du bald etwas finden wirst, Jim, und dann besuche uns bald, damit wir hören, wie es Dir geht,“ sagten seine Arbeitsgenossen, als sie ihm die Hand zum Abschied gaben. Damit bogen sie um die Ecke und Carter war allein.

Einige Minuten blieb er unentschlossen stehen. Ein drückendes Gefühl des Verlassenseins und der Hoffnungslosigkeit kam über ihn. Das erste Mal, seit er die Schule verlassen, war er ohne Arbeit. Er hatte nichts zu thun; es wurde seiner nicht begehrt — er existirte eigentlich nicht mehr. Er wandte fort, der nahen Brücke zu.

Es wurde schon dunkel, und der niederfallende Nebel war noch dicker geworden und hüllte alles in düftres Grau. Carter lehnte sich gegen das Geländer der Brücke und schaute hinunter in die Tiefe des schnell dahin fluthenden Stromes, in dessen Wellen sich die fahlen Lichter der Uferlaternen widerspiegelten. Eine lange Zeit stand er da, und seine Glieder wurden starr vor Kälte. Was sollte er zu Hause, dachte er, es war so schon stets trübselig genug gewesen — und nun jetzt erst? Er mochte seiner Frau nicht mit der traurigen Neuigkeit unter die Augen treten, daß er arbeitslos sei, einer Nachricht, die er ihr noch verheimlicht hatte in der Hoffnung, inzwischen andere Arbeit zu finden.

Mit diesen Gedanken, die in ihm wuchsen und alle anderen überwältigten, starrte er noch immer hinab in die dunkle Fluth. Es schien, als ob das Wasser eine verlockende Anziehungskraft auf ihn ausübe. Endlich wandte er sich zum Gehen. Aber der Eindrud war zu stark. Er lief langsam und folgte dem Laufe des Wassers. Oft schritt er etwas schneller, dann blieb er wieder unentschlossen stehen und immer wieder suchten seine Blicke das fluthende Wasser. Und ganz finster war es und neblig.

Dann und wann hörte er den gemessenen schweren Schritt der Konstabler, und er ging schneller, aber sobald diese ihn überholt, ging er wieder langsam. Er hatte ja Zeit, viel Zeit. Er war weit weg geht von der Brücke, und nur dumpf traf das Geräusch von dem endlosen Wagenverkehr, der sich über die Brücke ergoß, sein Ohr. Er lehnte sich über die Uferbrüstung, aber der Nebel war so dick, daß er das Wasser nicht mehr erkennen konnte. Er war allein, abgeschlossen von der Welt. Eingehüllt war er vom feuchten, kalten Nebel, und drüben über der Brüstung war auch Nebel und der Strom; Finsterniß und Vergessenheit. — Er schwang sich auf die Mauer. Ha! Er mußte sich beeilen; da kam schon wieder ein Polizeimann. Er kniete auf dem Mauerrand und stützte sich auf seine Hände. Dann schwang er sich hinüber. —

Dem Konstabler war es, als habe er ein dumpfes Aufschlagen im Wasser gehört. Er leuchtete mit seiner Blendlaterne über die Mauer. Aber der Nebel war dick, er konnte nichts sehen. —

Beim Hypnotiseur.

„Sprechstunde für Dingen 10 bis 11 Uhr“ — so vergewisserte ich mich noch einmal an der Hausthüre, ehe ich die Treppe hinaufstieg. Etwas abenteuerlich kam mir mein Unternehmen doch vor, aber anderen hatte ja der Magnetiseur und Hypnotiseur geholfen, warum nicht auch mir? Und schließlich, weh that es nicht, schaden konnte es auch nicht, warum also nicht den Versuch machen?

Ich wurde in ein kleines Cabinet geführt, in dem der Schreibtisch des Herrn „Doktors“ stand, und genöthigt, mich zu setzen. Die Sprechstunde hatte schon begonnen, ich hörte im Nebenzimmer, von dem ich nur durch eine Portièrre getrennt zu sein schien, Stimmengemurmel. Plötzlich unterschied ich die Worte: „Morgen früh 8 Uhr werden Sie gesund sein.“ — „S“, — und jetzt schlafen Sie, Frau Oberstlieutenant.“ Wieder Gemurmel, es klang fast wie eine Zauberformel, dann hörte ich nichts mehr. „Wie seltsam diese Kur“, dachte ich, „und recht einfach“ — da, ich fuhr zusammen, auf der Schwelle stand er, der Mann, der durch seine magnetische Kraft, nur durch Berühren und Hände-Auslegen Kranke heilen konnte und durch die Gewalt seines Blickes und die Macht seines Wortes die Handlungen anderer zu bestimmen vermochte. Doch, einstweilen erschien er mir durchaus nicht wie ein Zauberer; er begrüßte mich, nöthigte mich durch eine Handbewegung neben seinem Schreibtisch und fing an, seine Notizen zu machen. Alles ganz geschäftsmäßig. Und geschäftsmäßig wurde auch die Konsultation vor-er bejahlt.

„Also an dauernden Kopfschmerzen leiden Sie? — Und an Schlaflosigkeit? — Gut, kommen Sie, bitte.“ — Er schlug die Gardine zurück, ich stand im eigentlichen Operationszimmer. Es war ein dämmeriger Raum, die Fenster dicht verfüllt mit farbigen Stores, grünliche Reflexe auf allen Gegenständen, auch auf den Gesichtern der Schlafenden. Drei Patientinnen waren anwesend, wenigstens körperlich; die eine lag starr und steif in Leichenstellung auf der Chaiselongue, zwei andere schliefen in bequemen Sesseln. Ich unterschied leicht die Frau Oberstlieutenant, sicher die sehr torporente Dame im weißen Haar. Neben sie wurde ich plazirt. Mir war bekommen zu Muth. Doch Unsin, ich werde mich doch nicht fürchten, ich war ja hier in einem ganz gewöhnlichen Zimmer im zweiten Stock eines Berliner Mietshauses, draußen rollte die Großstadt. Was konnte mir denn passieren? Also Muth!

Die Manipulationen begannen. Ich fühlte, wie der Magnetiseur seine beiden Hände auf meine Haare senkte, sie an die Wangen hinuntergleiten ließ, doch ohne sie zu berühren. Es kitzelte, ich machte eine kleine Bewegung nach rückwärts. „Sitzen Sie ganz still“, sagte er, „sehen Sie mich fest an.“ Ich that es. „Ein hübscher Mann“ dachte ich, „etwas ungepflegt; weniger Bart würde ihm besser stehen.“ „Sehen Sie mir fest in die Augen — so — und jetzt schließen Sie sie — und jetzt schlafen Sie.“ — Aber wie sollte ich plötzlich schlafen können, ich fühlte mich puhnunter — das mußte ich ihm doch zeigen, es wäre ja sonst Betrug; ich machte also die Augen groß auf. Wieder sagte er: „Sehen Sie mich starr an, und wenn ich sage, jetzt schlafen Sie, dann werden Sie schlafen.“ Er trat zurück und machte mit den Händen wiegende Bewegungen, die mich einschläfern sollten, doch so dicht, so dicht, daß er meine Wimpern berührte. Unwillkürlich schloß ich die Augen wieder. „So, jetzt werden Sie schlafen, — nun können Sie die Augenlider nicht mehr aufmachen, wenn ich es nicht will.“ „Wirklich nicht?“ dachte ich, das muß ich doch probiren, — ohne Schwierigkeit schlug ich sie auf.

Der „Doktor“ ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Wieder machte er in der Luft langsame Bewegungen, wie zwei Flügel gingen seine Hände dicht vor mir auf und nieder. „Wenn er mich nur nicht kratzt, — ich muß ihn länger ansehen, vielleicht gelingt es dann. Der Mensch hat eigentlich schöne Augen. Sie glühten mich förmlich an in dem grünlichen Lichte. Und ich bin immer noch nicht schläferig, es ist recht beschämend, eine Ausnahme zu machen, die anderen schlafen so schön. Ich werde die Augen zumachen, vielleicht kommt dann der Schlaf auf natürlichem Wege, hier in dem weichen Sessel, in dem ruhigen Zimmer, wo sich nichts regt.“ Noch mehrmals hörte ich ihn sagen: „Jetzt werden Sie einschlafen, — jetzt schlafen Sie ein.“ — er dehnte die Vokale lang aus beim Sprechen — „so, und heute werden Sie keine Kopfschmerzen mehr haben, heute nicht, und morgen auch nicht, und werden heute eine gute Nachtruhe haben, fest und gut schlafen — so —“

Er ließ von mir ab, ich fühlte es, denn ich war ja vollständig wach, aber ich hielt die Augen geschlossen und rührte mich nicht mehr, in der festen Absicht, einzuschlafen. Ich hörte ihn auf seinen weichen Sohlen davongehen, nebenan wurde eine Thür leise geöffnet und wieder geschlossen, er war fort. Ein ganzes Weilschen wartete ich, doch der Schlaf wollte nun einmal nicht kommen. Meine drei Gefährtinnen rührten sich nicht, ob sie wirklich schliefen? Die Neugierde packte mich. Ich öffnete die Augen und sah mich um. Die Frau Oberstlieutenant neben mir hatte die fette, beringte Hand auf die Stuhllehne gelegt. Ich tippte ganz leise daran und flüsterte: „Frau Oberstlieutenant, schlafen Sie?“ — „Nein,“ ertönte ebenso leise die Antwort, und sie richtete sich auf. — „Mich hat er auch nicht einschläfern können.“ — „Ob wohl die andern beiden schlafen?“ Ich wendete mich nach der Dame im zweiten Lehnstuhl. „Schlafen Sie?“ fragte ich hinüber. — „Nein, ich auch nicht,“ antwortete sie, ohne ihre Stellung zu ändern oder die Augen aufzuschlagen, sie war noch ganz im Banne. — „Aber warum haben Sie denn so gethan?“

— „Er sagte, ich würde die Augen nicht mehr aufmachen können, und da habe ich es gar nicht versucht.“

„Aber die Dame auf dem Sopha scheint wirklich zu schlafen, wir wollen sie nicht wecken,“ sagte die Frau Oberstlieutenant. „Wenn sie wirklich in der Hypnose liegt, dann merkt sie ja nichts,“ mit diesen Worten stand ich auf und trat zu ihr. Sie lag wie eine Tote, kaum daß sie athmete. Ich strich mit dem Finger ganz leise über ihre Nasenspitze. Sie verzog das Gesicht, machte die Augen auf und bewegte die Glieder. Fast erschrocken fuhr ich zurück. „Haben Sie wirklich geschlafen?“ fragte ich. „Nein, gar nicht, ich habe alles mit angehört.“ — „Aber Sie lagen ja so starr?“ — „Ja, er sagte, ich würde jetzt kein Glied mehr rühren können, und da habe ich es geglaubt.“ — „Aber um Himmelswillen, was machen wir, wenn er wieder hereinkommt?“

Da, in demselben Augenblick erschien er auch schon auf der Schwelle. Jetzt war die Reihe, starr zu sein, an ihm. „Das ist mir ja eine niedliche Bescheerung,“ sagte er, die Stirn runzelnd, aber doch möglichst gelassen. „Daran sind Sie wohl schuld, gnädige Frau“, wendete er sich zu mir. „Ich dachte mir es gleich, Sie sind schwer zu hypnotisiren, ich muß Sie ganz allein vornehmen, bitte wollen Sie heute Nachmittag um 5 Uhr wiederkommen“. Und er komplimentirte mich nach der Thür. „Zawohl“, sagte ich sehr kleinlaut und trollte von dannen.

Ich war wirklich sehr in Verlegenheit und fühlte mich recht beschämt. Aber schon auf der Treppe, als die kühle Straßenluft mich anwehte, wich das Gefühl — denn eigentlich war ich doch nicht die blamirte — und machte einer Umwandlung von Heiterkeit Platz, die schließlich in fröhliches Lachen ausartete. Ich lachte und lachte auf dem ganzen Heimwege, während ich den Vorgang noch einmal im Geiste durchlebte, und fühlte allerdings in diesem Augenblicke nichts von meinen alltäglichen Kopfschmerzen. Hingegangen bin ich aber nicht wieder. —

(Aerztliches Vereinsblatt für Deutschland.)

Kleines Feuilleton.

— **Wie die Seekrankheit entsteht.** Von einem mit mathematischen und physikalischen Kenntnissen ausgerüsteten Ozeanreisenden ist nach dem „Hann. Cour.“ kürzlich die mechanische Wirkung der Schiffsbewegung auf den menschlichen Körper beobachtet und analysirt worden. Das unangenehme dieser Bewegung ist, daß jeder Punkt des Schiffes in vielleicht 5—10 Sekunden oft bis zu 7 Meter gehoben und gesenkt wird. Das, was die Empfindung so unerträglich beeinflusst, sind die an dem Körper wirkenden Kräfte. Der Druck zwischen uns und dem Boden entspricht genau der Bewegung, welche das Schiff macht. Schiff und Mensch fallen in das Wellenthal; es besteht fast keine Beziehung mehr zwischen beiden. Aber im Fallen wächst die Kraft des Auftriebs, je mehr das Schiff eintaucht. Dieser wird aus der beschleunigten in eine verzögerte Bewegung gebracht; auch die Bewegung des Menschen muß sich dem anpassen; infolge dessen wird der Druck zwischen Boden und Fuß immer größer. Dabei geht die Bewegungsrichtung nach unten. Endlich wird das Druckmaximum erreicht, die Bewegung gelangt auf den Nullpunkt und geht dann aufwärts, der Druck nimmt ab. Mit dem Geschwindigkeitsmaximum passiert man die Gleichgewichtslage, gegen die obere Grenze verdrängt sich die Bewegung immer mehr. Am tiefsten Punkte übermäßig schwer, fühlt man sich am höchsten Punkte frei schwebend. Wir haben also das nervenzerstrende Gefühl eines fortgesetzten Wechsels unseres Körpergewichtes. Ferner ist der Zwiespalt in unserem Körpergefühl unerträglich, der durch die Bewegung herbeigeführt wird: während man einen großen Druck von unten her verspürt, also glauben möchte, man werde gehoben, geht man thatsächlich hinunter, und umgekehrt, während der Druck immer abnimmt, man also die Empfindung hat, der Boden verschwinde unter einem und man sinke, steigt man thatsächlich hinauf. —

t. **Die Spähen und die Landwirtschaft.** Ueber den Schaden, den der Spähen anrichtet, hat nach der „Revue Scientifique“ die Seine-Präfektur eine Erhebung bei allen Landbau treibenden in der Umgebung von Paris veranstaltet. Die Ergebnisse wurden kürzlich durch Paul Vincay veröffentlicht. Diese sind für unseren Spähen sehr ungünstig ausgefallen. Nur fünf Gemeinden unter 68 nahmen ihn einigermaßen in Schutz, 17 hielten ihn für weder schädlich noch nützlich, während 46 unter allen Umständen auf seine Verfolgung und Ausrottung drangen; diese letzteren forderten, daß das Recht zur Verfolgung des Sperlings für jede Jahreszeit freigegeben würde. Vincay hat eine Schätzung der Schäden versucht, die durch die Sperlinge am Getreide verursacht werden, und ist zu der Ansicht gelangt, daß dieselben in dem fraglichen Gebiete die Summe von 200 000 Frs. jährlich übersteigen; außerdem macht er darauf aufmerksam, daß der Ueberfluß an bequem zu erreichender Nahrung den Stadtsperling von seiner nützlichen Gewohnheit des Insektenfangens gänzlich zurückgebracht hat, sodas dem großen Schaden, den er der Landwirtschaft zufügt, gar kein Nutzen mehr gegenübersteht. —

Theater.

— Im **Volks-Theater** fährt man fort, aus den älteren Berliner Lokalpossen solche herauszusuchen, die dem harmlosen Theil des Publikums im Südosten mundgerecht liegen. Auch Wilken's Volksstück „Hopfenrath's Erben“ schlägt in

diese Art. Es ist gar erbaulich anzusehen, wie der Prohenhochmuth, der naserümpfend selbst die Bande der Familie lockert, schließlich zu Falle kommt und in den kläglichen Räumen einer Berliner Volksküche eine schwere Zeit der Demüthigung und Prüfung durchmachen muß. Aber nachdem die Läuterung vollzogen, wird auch der fernige Bierbrauereigeist des seligen Hopfenrath wieder wach; der unvermeidliche Bruder, der sich und seiner angekamnten Einfachheit trenn gelieben, sichert der zu soliden Sitten bekehrten Verwandtschaft die Existenz, die in der heutigen Welt die einzig behagliche ist: Um eine kleine Brauerei herum gruppirt sich im Schlußbilde selbige Zufriedenheit! Wer da denkt, daß unter der rücksichtslos geübten Herrschaft des Großkapitalismus ein solches Bild doch einigen Widerspruch hervorrufen muß, der irrt sich. Das Publikum weidet sich an dem lieblichen Märchen und klatscht vergnügt Beifall.

Dem Stücke kam eine flotte und stimmungsvolle Aufführung zu flatten. Die Herren Winkler und Brodel schufen zwei drastische Berliner Gestalten; die Damen Senden, Müller und Martens thaten gleichfalls munter ihre Pflicht. Ein ganz prächtiger Komiker ist Herr Reiff, der diesmal die episodische Rolle eines Droschkentuschers darzustellen hatte. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Symbiose im Pflanzenreiche. Ueber dieses Thema sprach jüngst Dr. Esser im Verein zur Beförderung des Naturhistorischen Museums in Köln. Ein erst in den letzten Jahrzehnten erschlossenes und mit großem Erfolge durchforschtes Gebiet der Naturwissenschaft ist dasjenige, welches die Abhängigkeit der verschiedenen Organismen von einander in sich faßt, und eines der anziehendsten Abhängigkeitsverhältnisse entsteht durch das unmittelbare Zusammenleben verschiedenartiger Organismen sowie die dadurch bedingte Beeinflussung ihrer Lebensthätigkeiten. Solche Verhältnisse bezeichnet die Wissenschaft als "Symbiose". In der Pflanzenwelt giebt es für die Art und Weise, wie sich verschiedene Organismen zu gemeinsamem Haushalte verbinden, kaum ein lehrreicherer Beispiel, als die Flechten, bei denen ein Pilz und eine Alge in ein Gegenseitigkeitsverhältnis treten und dadurch die Fähigkeit erlangen, auch an solchen Orten ihre Lebensthätigkeiten zu vollführen, wo jedem von ihnen allein das Fortkommen unmöglich wäre. Der Pilz besorgt für den Haushalt die Herbeischaffung des Wassers und der Nährsalze aus dem Boden, die grüne Alge übernimmt den Erwerb des Kohlenstoffs durch Zersetzung der Kohlenäure der Luft. Eigenthümliche symbiotische Verhältnisse bestehen zwischen einer Menge höher entwickelter Pflanzen und den Pilzen derart, daß das gesammte Wurzelsystem jener mit Pilzen in inniger Verbindung steht. So sind alle Wurzeln unserer Fischen, Buchen, Birken, Tannen u. s. w. von einem dichten Pilzmantel überdeckt, sodas also der Baum alle aus dem Boden aufzunehmenden Stoffe saamt der gewaltigen Menge Wassers, deren er bedürftig ist, nur durch Vermittelung der Pilze erlangt; für den Pilz scheint der Vorteil aus dem gemeinsamen Haushalte darin zu liegen, daß ihm die Wurzel die Entnahme organischer Nahrung gewährt. Bei vielen Orchideen und Heidekrautarten dringen die Pilzfäden sogar in das Innere der Zellen ein und wachsen dort zu dichten Knäueln heran, welche die Zelle bald ganz ausfüllen, ohne jedoch ihre Lebensfunktionen zu beeinträchtigen. In den älteren Theilen der Wurzel findet man die Pilzknäuel bis auf wenige Reste zerstört, und man nimmt an, daß die Pflanze den Pilz nach einer gewissen Entwicklungsstufe erdrückt und sich der ihm angehäuften Eiweißstoffe bemächtigt. Von ganz besonderer Wichtigkeit für unsere landwirthschaftlichen Betriebe ist die Symbiose der Schmetterlingsblütler mit kleinen, spaltpilzähnlichen Organismen. An den Wurzeln jener Pflanzen, z. B. der Erbsen, Bohnen, Lupinen, Wicken, findet man stets gallenähnliche Knöllchen, die in ihrem Innern Kolonien von mikroskopisch kleinen Lebewesen beherbergen. Diese gelangen aus dem Boden in die Wurzel hinein und geben der Pflanze die Fähigkeit, den freien Stickstoff der Luft aufzunehmen, weshalb man sie Stickstoffsammler nennt. Die Landwirtschaft benützt jene Fähigkeit der genannten Pflanzen, um den Boden kostenlos mit Stickstoffdünger zu versehen, indem sie zu gewissen Zeiten die genannten Pflanzen auf den Feldern anbaut, dieselben auf der Höhe der Entwicklung in den Boden einpflügt, wo sie dann bei der Verwesung den der Luft entnommenen Stickstoff dem Erdreich übergeben. —

Geographisches.

— Ueber die Besteigung des Aconcagua (Chile) durch den Engländer G. A. Fitzgerald werden jetzt aus Valparaiso nähere Einzelheiten gemeldet: Am 7. Dezember v. J. brach der Zug von Mendoza auf. Außer Fitzgerald bestand er aus dem Geologen Vines, dem Ingenieur Lightbody, dem Naturforscher Philipp Goffe, dem Ingenieur Alban de Trafford, dem Schweizer Führern Mathias Zubriggen, Josef Pollinger, Louis Pollinger und Lochmaier, sowie den Dienern Zante Niccols und Fritz Loribel. Am den Berg zu erklimmen, rückte der Zug zuerst in das Horcones-Thal. Dort wurde in einer Höhe von 12500 Fuß ein Lager aufgeschlagen. Ein zweites Lager wurde 10000 Fuß über dem Meere eingerichtet und 18000 Fuß hoch vor dem Berge selbst das letzte. Am 15. Januar versuchte Fitzgerald selbst, nur von Zubriggen begleitet, den Gipfel des Berges zu erreichen. In einer Höhe von 23000 Fuß aber konnte

er nicht mehr. Zubriggen konnte allein weiter und es glückte ihm wirklich, am Nachmittag des erwähnten Tages seinen Fuß auf die Spitze des Aconcagua zu setzen. Fast einen Monat später erstieg auch der Geologe Vines die Bergspitze nach neunstündigem Klettern. Er brach vom letzten Lager um 8 Uhr morgens auf und langte um 5 Uhr nachmittags auf dem höchsten Gipfel des Aconcagua an. Vines erzählt, daß er immer nur 4—5 Meter weiter kommen konnte. Dann mußte er sich hinstrecken, um Athem zu holen. Nur auf diese Weise war es möglich, in solcher Höhe vorwärts zu gelangen. Die Spitze bildet eine 60 Quadratmeter messende Fläche. Der Stille Ozean glich, vom Aconcagua aus gesehen, einem spiegelglatten Teich. Als am Nachmittag die Sonne schien, sah der Ozean aus wie ein Feuermeer oder eine ungeheure Feuersbrunst. Die Wolken zertheilten sich nur dann und wann. Vines untersuchte den geologischen Bau des Berges. Er besteht aus Porphyr, welcher von einer dicken Thonschichte bedeckt ist. Diese kann keine Vegetation tragen. Die Südseite des Aconcagua bilden kleine Spitzen. —

Astronomisches.

ie. Ein großer Mondatlas wird jetzt von der Sid.-Sternwarte in Kalifornien herausgegeben. Der Atlas wird nach seiner Vollendung mindestens 60 Tafeln umfassen, außerdem eine Uebersichtskarte. Alle Stiches sind von Photographien genommen, die mit dem großen Fernrohre der Sternwarte von 30 cm Oeffnung aufgenommen sind oder noch aufgenommen werden. Die Karte wird denselben Maßstab erhalten wie der bekannte Mondatlas von Beer u. Mädler, durch denselben erhält das Mondbild einen Durchmesser von 30 cm. Auch seitens des Observatoriums zu Paris ist durch die Astronomen Bövy u. Priseur ein großer Mondatlas nach Photographien in Vorbereitung, bei welchem das Mondbild aber einen Durchmesser von 2 m 60 cm erhalten wird. —

Humoristisches.

— Eine Kapuzinerpredigt gegen das Trinken resp. Sausen der Deutschen läßt Peter Rosegger im letzten Hest der Schrenk'schen "Wahrheit" los. Der Schluß des Artikels lautet: "Wenn es der wahrhaftig bis zu Schande und Spott heruntergekommenen Menschheit Ernst ist mit ihrer ferneren Existenz, so werden Regenten und Gesetzgeber erstehen, die die Erzeugung aller geistigen Getränke, sofern dieselben nicht medizinischen Zwecken dienen, kurzhand verbieten. Ohne Volksabstimmung, denn das Volk stimmt sich nur zu gerne selber ins Verderben, sondern kraft des persönlichen Herrschervillens, der da klar sieht, was allen Menschen ohne Ausnahme frommt. Es wird wegen Abschaffung der Spirituosen weder die Geselligkeit aufhören noch die Freude, noch die Begeisterung. Wenn es einmal nicht mehr möglich sein wird, sich künstliche Rausche anzutrinken, dann wird sich die natürliche Begeisterung wieder empfinden, die weiße, leuchtende Flamme, die so lange von der blauen erstickt worden ist." — Aber Peter! ?! —

Vermischtes vom Tage.

- In einem Strohschober, der unlängst in der Nähe von Breslau abbrannte, hatten sich 20 Obdachlose verkrochen. Der eine brannte, als er hervorkam, über und über. —
- Die Schutzmannschaft der Stadt Weiden (Sachsen) wurde mit Gummischläuchen bewaffnet. —
- In Lithauen ist der Ribiz, der dort vor vier Jahrzehnten noch in ungeheuren Mengen anzutreffen war, fast ausgestorben. Ursache: das Sammeln von Ribiziern. —
- Niedergerbrannt ist in Tomaszow bei Lodz (Russ. Polen) die große Färberei und Appreturanstalt der Gebrüder Fürstenwald. —
- Auf dem Brentner Joch bei Ruffein (Tyrol) wurde der Notariatskandidat Fuchs aus Friedrichshafen erhängt aufgefunden. —
- Ein 13jähriger Realschüler hat sich in Erfurt erschossen. Grund? Schlechte Jenfur. —
- Naujen's Begleiter, Kapitän Sverdrup, hat bei der norwegischen Regierung einen Antrag eingebracht, wonach er um Ueberlassung der "Fram" zu einer wissenschaftlichen arktischen Expedition ersucht, die im Frühjahr 1898 unter seiner Leitung stattfinden soll. —
- In Rogeant a. d. Marne (Frankreich) fand am 4. April ein Wettstreit im Peitschenknallen statt. 50 Wettbewerber hatten sich eingefunden. Es kamen 36 verschiedene Arten des Peitschenknallens zu tage. Zum Schlusse knallten alle Bewerber in choro. —
- Muß schauderhaft schön getungen haben. —
- cc. Feine Praktiken. Der italienische Eisenbahnminister hat die Beschwerdebücher abgeschafft und dafür in den Bahnhöfen Briefkästen anbringen lassen. Die Beschwerden müssen aber, wenn sie berücksichtigt werden sollen, auf Stempelpapier geschrieben sein. —
- Der 17jährige Sohn des Gouverneurs von Georgia (Nord-Amerika) ist mit einer vierzehnjährigen durchgebrannt. Ein Landpastor hat die beiden für 8 M. getraut. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 11. April.